

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 1 (1897)

Artikel: Der letzte Hirt im Dorfe

Autor: Frey, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der letzte Hirte im Dorfe.*)

Von Jakob Frey.

Ein langem waren in unserm Dorfe auf die gemeinsame Weide nur noch Ziegen getrieben worden, und um sein Anrecht an dieselbe zu nützen, hielt sich deshalb auch mancher vermögliche Bauer eines oder zwei dieser kleinen Haustiere, während er sie sonst wohl geringfügig dem Viehstande der Armen überlassen hätte. So blieb die Herde, wie sie jeden Morgen sich auf den verschiedenen Dorfplätzen zum gemeinsamen Auszuge sammelte, eine recht ansehnliche.

Ihr letzter, von der Gemeinde bestellter Hirte war, so weit meine Erinnerung zurückgeht, immer dasselbe unveränderliche, alte Männer mit einem kleinen, verwitterten Gesicht und grauem, struppigem Schnurrbart, wie etwa ein von grauen Flechten bedeckter Markstein unveränderlich bleibt.

Ich entfinne mich, daß mir als Kind schon sein Name seltsam fremd und wunderlich vorkam; denn er hieß Joachim (Joachim), wie kein anderer Mensch mehr im Dorfe, und von ihm hab' ich auch die ersten Töne und Melodien des Alphorns gehört. Er hatte sich das in unserer Gegend völlig unbekannte Instrument aus dem Stämmchen eines jungen Kirschbaumes selbst angefertigt und mit Birkenrinde zierlich umwunden und ausstaffiert. Nun ertönten die melancholischen Klänge desselben alle Morgen vom Frühjahr bis zum Herbst als Sammelruf für die Herde durch das Dorf und am Abend kündigten sie ihre Rückkehr an. Auch während des Tages hörte man bisweilen eine alte Liederweise von der Waldhöhe, wo das Weideland lag, herab tönen. Leute, die schon im Hochgebirge gewesen, bezeugten, daß der Joachim ein sehr geschickter Alphornbläser sei. Sonst machte er nicht viel Lärm und war gewöhnlich in sich gefehrt und wortkarg, wo nicht gar finster und abstoßend. Ich fürchtete ihn darum als Knabe auch beinahe, obwohl er häufig in unser Haus kam, namentlich an Winterabenden, wo er mit einem kurzen Grusel sich auf den Künsten festzte, sich eine Weile, oft über eine Stunde lang, ohne von jemand viel ausgefragt oder irgendwie belästigt zu werden, wärmtete und dann wieder mit einem ebenso kurzen "Gutnach!" fortging.

Es kam mir deshalb verwunderlich vor, was so viele der kleinen, ärmeren Mädchen im Dorfe mit dem mürrischen Alten zu schaffen hätten. Jeden Morgen nämlich begleitete ihn ein solches nach der einsamen Waldhöhe hinauf, und nie sah man die Herde ohne dieses Geleit zurückkehren. Dagegen gab es unter den Kleinen nicht selten Streit und Bank, weil das eine behauptete, die Reihe, den Joachim zu begleiten, sei nun wieder an ihm, während das andere dieses eifrig begehrte Recht für sich in Anspruch nahm. Ich erinnere mich noch, daß ein neuer Lehrer, der an unsere Unterschule kam, sich über diese Begleitschaft heftig ausließ und den Unfug, wie er es nannte, anfänglich durchaus nicht länger dulden wollte, da aus demselben begreiflicherweise manche Schulversäumnisse entstanden. Vielleicht möchte ihm die hergebrachte Übung noch aus andern Gründen ungehörig erscheinen; aber wie es nun geschah — er

mußte darüber bald verständigt worden sein und ließ fortan das Mädchen, an dem die Reihe war, den Weidgang mitzumachen, unbehelligt seiner Wege ziehen. Denn eine bestimmte Wechselordnung wurde darin, wohl gerade um der Schule willen, eingehalten. Begründerweise kümmerte ich selbst mich nicht weiter um die Sache; ich war damals noch zu jung, um an derselben weiter etwas Auffälliges zu finden, und hatte mich überdes daran gewöhnt, wie man sich an Dinge gewöhnt, die man von Kindheit auf täglich vor Augen hat. Auch im übrigen achtete ich wenig auf das Thun und Lassen des alten Joachim; ich wußte nur noch, daß er im Hinterstübchen eines armeligen Häuschens ganz für sich hauste, im Winter während des geschlossenen Weidenganges den Bauern etwa beim Holzmachen half und, da er einst Soldat gewesen, namentlich geschickt im Sprengen von Steinblöcken und Wurzelstöcken war, an die weder Säge noch Axt sich wagen mochten.

Das wurde anders, als ich nach Jahren zu gelegentlichem Ferienaufenthalte von auswärtigen Schulen ins Dorf zurückkam und das Leben in demselben mit neuen Augen zu betrachten anfing. Bei meinem Herumhören nach alten Sagen und sonstigen Überlieferungen, die im Munde der Leute lebten, wurde ich bald auf den alten Joachim gewiesen; der wußte vieles zu berichten, wenn er nur wollte, vernahm ich da und dort. Ich suchte mich also an ihn heran zu machen, aber ohne Erfolg. Er war wortkarg und mürrisch geblieben, wie ich ihn von je gekannt, und auch sonst schien er sich um kein Haar verändert zu haben; kaum daß seine schwarzgrauen Augenbrauen noch buschiger, das verwitterte Gesicht noch etwas schmäler und magerer geworden war. Zur Weide nahm er unentwegt, wie früher, ein kleines Mädchen mit. Was ich sonst von andern über ihn erfuhr, war gerade nicht viel Besonderes; offenbar wußten nur wenige und bloß ältere Leute etwas Genaueres und diese schienen nicht gerne davon sprechen zu wollen. Auch mein eigener Vater nicht; doch erzählte er mir, daß Joachim schon früh, etwa um das Jahr 1806, als armer, elternloser Bursche unter die sogenannten Sechszehntausend, jene Hilfsstruppen, welche die Schweiz während der Mediation an Frankreich zu stellen hatte, gekommen sei. In diesem Dienste hatte er unter anderm den napoleonischen Krieg in Spanien mitgemacht, war dann, nach dem Sturze Napoleons, in eines der neuen, im bourbonischen Solde errichteten Schweizerregimenter getreten, aber im Jahr 1823, als diese Regimenter abermals nach Spanien marschierten sollten, desertiert. Drum war er auch ohne eine Pension geblieben, auf die er für seine langjährigen Dienste sonst wohl Anspruch gehabt hätte. Nach seiner Heimkehr war er dann Dorfhirt geworden.

"Aber was mag den alten Knäferbart nach so vielen Dienstjahren noch zur Desertion bewogen haben?" fragte ich.

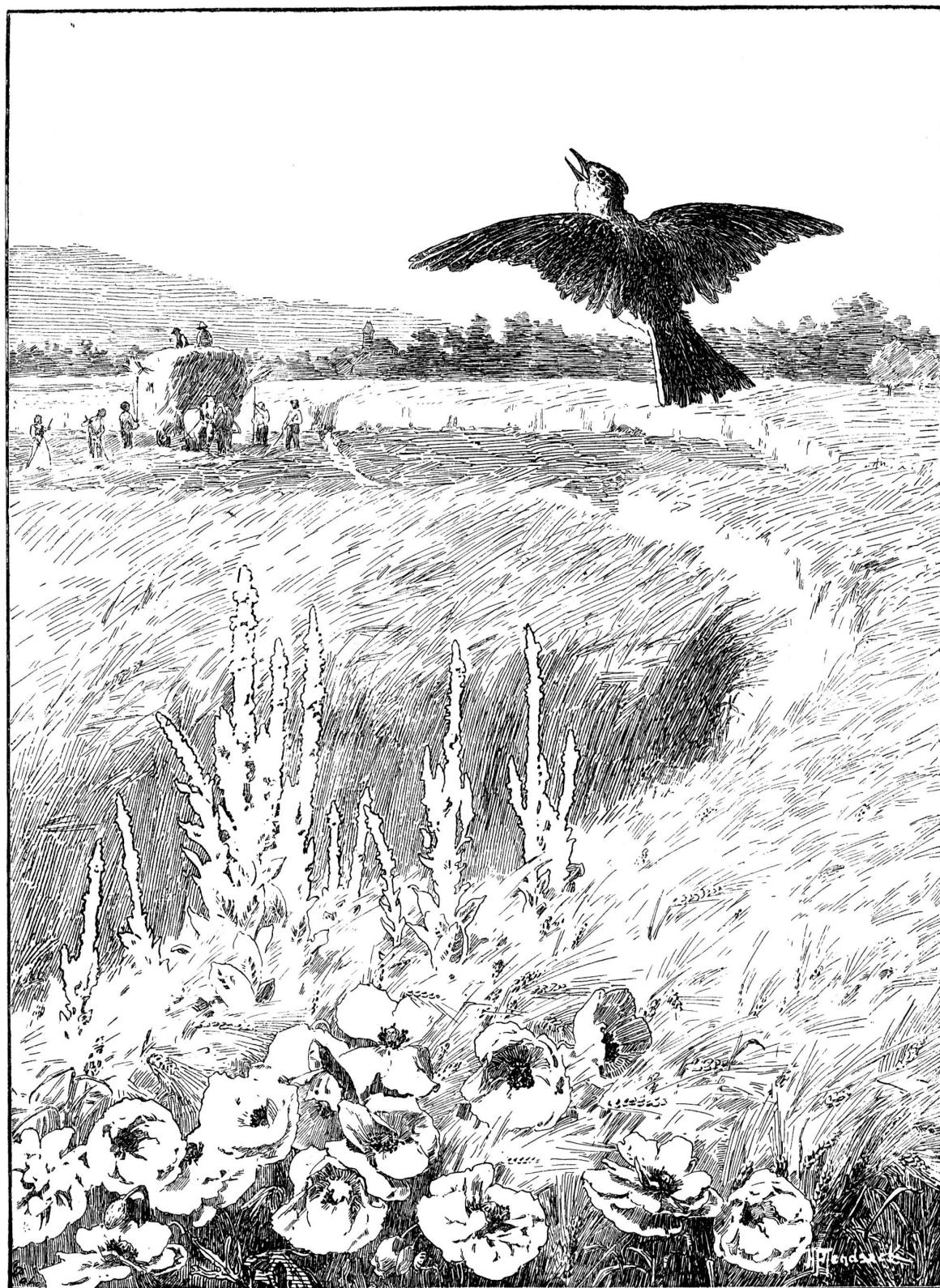
"Ich weiß nicht", erwiderte der Vater achselzuckend; "er wird von Spanien vom erstenmal her genug gehabt haben." "Das sähe ja wie Furcht oder Feigheit aus," bemerkte ich, "aber die Leute erzählten mir auch, er fürchte sich vor Geistern, und drum müsse ihn jeden Tag ein Kind auf die Weide begleiten."

"So scheint es allerdings zu sein."

"Wie seltsam!" rief ich ungläubig und halb lachend, "da nähm' er statt der kleinen Mädchen doch lieber einen stinken

*) Aus der ersten Gesamtausgabe von Jakob Frey's Erzählungen. Jakob Frey, neben Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und C. F. Meyer der bedeutendste Erzähler der Schweiz, war vom beginnenden Mannesalter bis an sein Ende vom Wunsche besetzt, der Dichter seines Volkes zu sein, der in der Hütte des Unbemittelten, in der Werkstatt des einfachen Handwerkers nicht weniger willkommen geheißen und gelesen wird, als im Hause des Wohlhabenden und höher Gebildeten. Dieser höchste Wunsch gling ihm in Erfüllung; denn seine Gestaltungskraft, die klare, einfache Sprache, das warmfühlende Herz, der künstlerische Sinn machten ihn zum Volksdichter im besten Sinne des Wortes, ihm, der selbst der Sohn eines Kleinbauern war. Mit Recht sagte Gottfried Keller: "Jakob Frey ist ein wirklicher Künstler." Aber eine Bedinthe ununterbrochene Folge von Not, Kümmernis und Sorge war sein Los, namentlich verursacht durch die Begrenzung des schweizerischen Leserkreises und der

früheren Preishöchstbetrags, die dem Nachdruck einen weiten Spielraum gewährten. Es war ihm nicht vergönnt, alle seine dichterischen Pläne zu verwirklichen, nicht vergönnt, eine Reihe zerstreuter Arbeiten umzuformen und zu sammeln. Da sich nun eine Reihe seiner ungefaßten Novellen und Erzählungen kaum mehr auftreiben lassen und da die in Bänden gesammelten meist vergessen sind, so haben sich seine Schriften entzlossen, die da und dort vereinzelt erschienenen und teilweise nur schwer zugänglichen Schätze in einer möglichst vollständigen Gesamt-Ausgabe zu vereinigen. — Diese Ausgabe, welche 5 Bände umfassen wird, ist jedoch im Erscheinen begriffen (Sauerländer, Aarau). Eine Biographie des Dichters, geschrieben von seinem Sohne Adolf Frey, wird das Ganze beschleunigen. Wir wünschen dem schönen vaterländischen Unternehmen von Herzen Glück.



Gliedé:

Polygraphisches Institut, A.-G., Zürich.

Der Lerche Danklied.

Originalzeichnung von Hugo Pfendtner (Pfendtner), in Paris.



Jungen mit, den er wenigstens um Hülfe ausschicken könnte, wenn der Böse anrücken sollte.“

Er wird für das Eine wie für das Andere seine Gründe haben," entgegnete mein Vater ernst; "übrigens lasst du den Joochem seiner Wege geben — solche alte Soldatenegeschichten haben gewöhnlich ohnehin wenig Erbauliches."

So war ich auch von dieser Seite zur Ruhe gewiesen, und es verging eine geräumige Zeit, bis ich mich über die Weihnachtstage wieder einmal zu Hause befand. Man verhandelte damals im Dorfe bereits eifrig die Verteilung der Gemeindeweide und Abschaffung des Weidenganges — eine Frage, deren Entscheidung begreiflich den alten Zootchen zu allerhöchst berühren mußte. Das konnte man inne werden, als er eines Abends nach schon eingebrochener Nacht bei uns eintrat und sich, wie es seine Gewohnheit war, schweigend in den Kaminwinkel setzte. Aber lang verharrete er nicht in seiner üblichen Schweigsamkeit sondern fragte, wie mittler aus einem

aus einem
schon begonne-
nen Gespräch heraus:
„Also Ihr glaubt nicht,
Gemeinderat, daß schon
diesen Winter etwas be-
schlossen werde — es
könnte sich noch bis ins
nächste Jahr verzögern?“

"Ich glaub' es," erwiderte mein Vater, an den diese Frage gerichtet war; "übrigens so oder so - du solltest dir die Sache nicht so stark zu Herzen nehmen. Boehm für dich giebt es immer noch genug andre Beschäftigung, so lange du arbeiten kannst."

"Ich kann' aber nicht," entgegnete der Alte; "die Sommerarbeit im Feld hab' ich seit bald vierzig Jahren verlernt und bin sonst nie recht geschickt gewesen dazu."

„Dann giebt's was anderes, nur unverzagt!“

„Ja, ja, ich weiß, Ihr seid gut — Ihr —“ erwiderte Joachim nach einer Weile; „aber ich — ich bin nun bald ein unnützer Knecht, Gemeinderat.“

Mein Vater nahm eine Flasche und ein Glas aus dem Schrank, das er neben Jochheim auf den Kunstuofen stellte und mit Kirschwasser voll schenkte.
"Da nimm eins," sagte er; "es ist altes und wird dir gut thun."

Ich vermochte das Gesicht des Alten in seinem dunkeln Ofenwinkel nicht deutlich zu unterscheiden, aber an einer Art vergnügten Stöhnnens, das er aussießt, konnte ich merken, daß die Gabe ihm willkommen war.

Unterdessen hatte mein Vater sich wieder an den Tisch gesetzt und nahm eines der Bücher auf, die vor mir lagen, indem er sagte: „Da hat mein Jungstern ein Buch mitgebracht, worin der ganze spanische

Krieg des alten Napoleon steht. Das wär' was für dich, Zoochem, wenn's nicht so gar klein gedruckt wäre."

"Könnt's doch nicht mehr lesen, und wären die Buchstaben wie Kirchtürm," erwiderte der Alte.

"Mir ist dabei eingefallen," fuhr mein Vater, ohne auf diese Einwendung einzugehen, ruhig fort — "die Geschichte mit dem Wachtmeister war doch in Spanien? weißt, in dem Feigengarten."

"In Spanien — ja."

„Aber wie war's denn eigentlich auch — ich entinne mich nicht mehr so recht.“

"Nun, wie war's," grollte Joochem, nachdem er einen neuen Zug aus seinem Glase gehabt, "es war wie alles in dem vermaledeiten Mordlande. Also wir kamen nach langen heissen Märchen ins Quartier, und es hieß, die Gegend sei eine von den bessern; wir könnten zwei Rasttage halten, dann geht es auf den Engländer los, der weiter aufwärts am Flusse lag. Ja, schöne Rasttage! das!"

"Ihr hattet einen Angriff?"

„Keinen Angriff, nein,“ erwiderte der Alte unwiderstehlich; „aber es durfte sich auch keiner von uns einen Schritt weit von dem andern entfernen, wenn er nicht des Todes sein wollte.“

"Vor den Spaniern?"

Bor den Spaniolen, versteht sich. Also unter sechs waren auf den Abend in ein schönes Landhaus gekommen, und die Nacht verging ruhig, daß wir uns drob freuten. Am Morgen macht der Wachtmeister, der zuerst auf den Fußlben war, das Fenster auf und sagt: „Hinterm Haus liegt ein schöner Garten, ich geh' hinunter.“ Er geht, und etwa fünf Minuten später geh'n ich und ein Kamerad ihm nach; aber wir seh'n ihn nirgends mehr im Garten und denken schon, er müßt' auf der andern Seite wieder hinausgegangen sein. Da tritt mein Kamerad ein paar Schritte gegen die Gartennmauer, über die ein voller Feigenbaum herabhängt, und will eine Feige abbrechen; aber wie er die Hand ausstreckt, schreit er auf und schreit noch einmal, ohne die Hand zurückzuziehen. Ich lauf hinzu, mein', er seh' eine Schlange oder so was, und nun ja, was war's — vor uns auf der Gartennmauer, unter dem überhängenden Feigenast, steht der Kopf des Wachtmeisters. Die Mordhunde! Das Blut tropfte noch über die Mauer herab; aber von ihnen selbst war keine Spur zu entdecken, und auch den Leib des Wachtmeisters mußten sie mitgeschleppt haben. Wir fanden nichts mehr von ihm.“

"Das muß ja schrecklich gewesen sein," sagte mein Vater.
"Bah," erwiderte Zoochem, "ich sag' Euch, solche Dinge
kamen zu Tausenden vor. Man wußte in manchen Gegenden
nicht einmal, ob nicht in dem Häufchen Stroh, auf das man tod-
müde sich hinwarf, ein solcher Mordgeselle verborgen war.
Selbst vor Weibern und kleinen Buben konnte man sich in

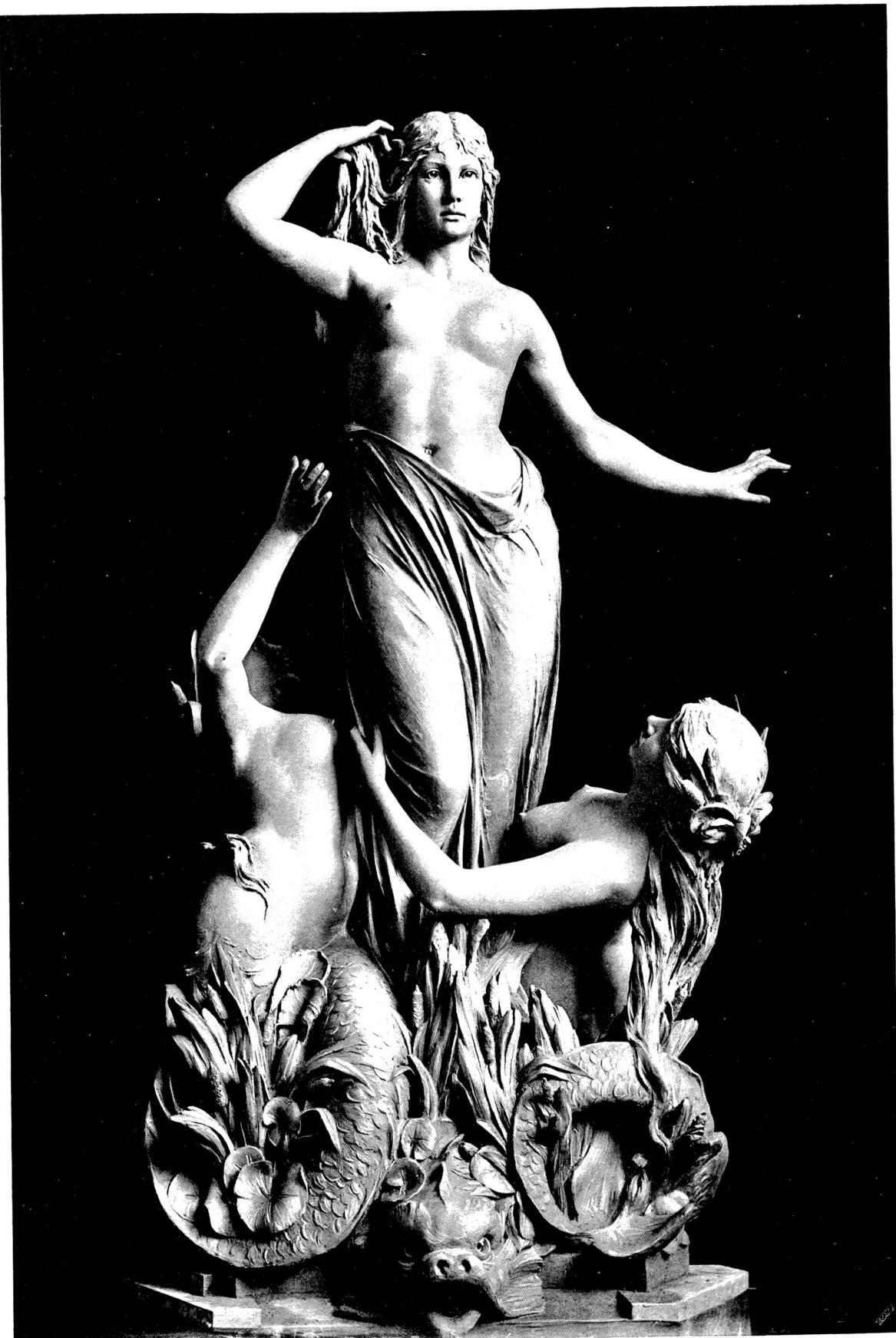
"Und dann kam bald die große Schlacht," bemerkte mein Vater; "die Schlacht — wie heißt sie doch?"

"Die Bataille von Talavera", erwiderte der Alte, sein Glas leerend; „ja, da ist's heiz hergegangen. Unsere Halbbrigade warf, sobald wir ins Feuer kamen, eine englische Batterie über den Häufen — das gieng nur so im Handumdrehen. Aber am Nachmittag fingen die Unsern auf den Höhen an zu weichen, und der Engländer konnte uns mit seiner schweren Reiterei in der Flanke fassen. Jetzt mussten auch wir zurück.“

"Durch ein Städtchen," ergänzte mein Vater.
"Schent mir noch Eins ein, Gemeinderat, wenn's Euch
recht ist," sagte der Alte; "es ist mir so kuriös heut'."

"Schenk nur selbst ein!" erwiderte der Vater, "Du hast ja die Flasche neben Dir."

Zoochem that es langsam und fuhr dann nach einigem
Befinnen fort: „Ja, durch ein Städtchen, Novedras hieß das
Reft, etwa anderthalb Stunden vom Schlachtfeld entfernt.
Unser Bataillon hielt noch ziemlich fest zusammen, wenn's
auch um die Hälfte kleiner war, als am Morgen, und die
zerstreute englische Reiterei hinter unsfern Toren konnte uns
wenig anhaben. Aber sobald wir recht in der Straße des
Städtchens drinnen waren, da fing's auf allen Seiten links
und rechts, vor und hinter uns, aus Fenstern und Keller-
löchern an zu knallen und zu pfeifen, als ob die ganze Hölle
los wäre. Die spanischen Hallunken, sie mußten wissen, daß
wir die letzte Patrone verschossen hatten. Noch etwa hundert
Schritte gieng's vorwärts im Feldschritt; dann fingen die



PHOTOTYPE: „POLYGRAPHISCHES INSTITUT“ ZÜRICH

PHOT. CH. SCHALCH, ST. GALLEN

Der Broderbrunnen in St. Gallen.

vordersten Glieder sich an zu lösen, um sich links und rechts in die Häuser hineinzustürzen. Hart an mir fällt, ohne einen Laut zu geben, mein Nebenmann, der nämliche, der mit mir im Freigarten war — ein Keller, Hans Keller von Oberwinterthur. Ich bück' mich nach ihm und seh', er ist glatt durch die Schläfe geschossen, und wie ich ausschau', lacht kaum zweimal mannshoch über mir so ein schwarzes Spitzbuben Gesicht zum Fenster heraus, den rauchenden Gewehrlauf neben sich. Ich — wild — auf die verschlossene Haustür los — zwei, drei Anläufe, und sie kracht auseinander. Dann die Treppe hinauf. Ha!“

Es wäre schwer zu sagen gewesen, ob dieser tief hervorgestrahlte Laut, mit dem der Alte seine Erzählung unterbrach, mehr das männliche Bewußtsein einer kühnen That oder aber eine schmerzliche Erinnerung ausdrücken sollte, und er fuhr auch erst fort, nachdem er das Glas, ohne zu trinken, an den Mund gesetzt und es wieder hingestellt hatte. „Nun“, sagte er in langsamem Tone, „droben auf der Treppe stand ein kleines Mädchen, ein bildschönes Kind, mit blässem, feinem Gesicht und großen, dunklen Augen — das mußt' ich troz meiner Wit jehn.“ „Mi padre, mi padre,“ schreit es, indem es auf den Mann deutet, der vorwärts im Flur stand, und hebt beide Hände gegen mich auf. Ich stoße die Kleine, die sich an mich hängen will, auf die Seite und habe auch die höchste Zeit dazu; denn schon hat der Mann, der gleiche, den ich am Fenster gesehen, sein Gewehr wieder geladen und zum Aufschlag auf mich fertig gemacht. Aber mein Bajonett war flinker — er hat den Schuß nicht mehr abgedrückt und sonst keinen mehr, denkt' ich.“

Der Alte hielt wieder inne und schaute mit vorgebeugtem Kopfe unbeweglich auf seine Füße nieder. „Und dann“, fragte mein Vater nach einer Weile langsam, „was kam noch, Joochem?“

„Ihr wißt's schon, Gemeinderat,“ erwiderte dieser mit völlig veränderter Stimme, „Ihr wißt's ja. Wie ich wieder die Treppe hinabkam — meine Wit war schon etwas vorüber, sobald ich das Bajonett zurückgezogen hatte — wie ich also die Treppe hinabkomm, liegt die Kleine drunter an der untersten Stufe auf dem Rücken, die Hände ineinander gefaltet und die großen Augen weit offen auf mich gerichtet, aber unbeweglich. Ich will sie aufheben, aber sie fällt mir mit dem Kopf und den Händen über den Arm zurück, und ich merke, daß sie tot ist. Wer weiß es — ich mußte sie im Zorne zu stark auf die Seite geschossen haben und sie dann so unglücklich die Steintreppe hinabgefallen sein. Das Blut floß ihr auch am Hinterkopfe unter dem dichten, schwarzen Haar hervor. Aber da kam es nun auf einmal über mich — was soll ich sagen, der liebe Gott mag es wissen; ich hatte sonst die Kinder mein Leben lang gern gehabt und hätte nie einem etwas zu Leid thun können. So nehm' ich auch jetzt die Kleine auf die Arme und renne mit ihr zum Haus hinaus, ohne zu wissen, was ich wollte damit. Doch weit kam ich nicht. Ich fühle einen kurzen heftigen Schmerz am Kopfe und stürze auf die Straße; mir kam's vor, tausend Kläfer tief in den Boden hinein. Ich sah und hörte nichts mehr, nur die großen Augen der Kleinen sah ich noch, die mich unbeweglich anschauten. Aber ich weiß es wohl,“ fügte der Alte wie für sich selbst sprechend noch leiser, als er bisher gesprochen, hinzu, „ich sah

auch die nicht. Meine Kameraden hatten das tote Mädchen ja in Navedras auf der Straße liegen lassen, wo sie mich aufgehoben, und ich kam erst nach zehn Tagen im Feldlazarett wieder zu meinen Sinnen. Ich hatte eine schwere Schußwunde am Kopfe.“

„Drum bildest Du Dir's auch nur ein, Joochem, die arme Kleine stehe noch jetzt manchmal vor dir,“ sagte mein Vater; „das ist ja nun doch schon so lange her.“

„Ihr mögt vielleicht recht haben, Gemeinderat,“ entgegnete der alte Soldat, „ich weiß es nicht. Bin ich bei Leuten, seh' ich's auch nicht; aber droben, den ganzen Tag auf der Weide, da muß ich ein Lebendes um mich haben, ein kleines Mädchen, mit dem ich plaudern kann, wenn das andere kommt und mich mit seinen großen Augen ansieht.“

Joochem schwieg, und nachdem er noch eine Weile mit gesenktem Kopfe in seinem Ofenwinkel gesessen, schlurfte er schweren Schrittes zur Thüre hinaus.

„Nun kannst Du Dir denken, warum er nicht ein zweites Mal nach Spanien hinein wollte,“ sagte mein Vater.

„Der arme Bursche!“ erwiderte ich, ohne zu ahnen, wie halb ich noch einen neuen Grund zur Teilnahme an dem alten Manne bekommen sollte. Seine Befürchtung wegen der Abschaffung des Weidganges war nicht umsonst gewesen; dieselbe wurde schon wenige Wochen nach Neujahr von der Gemeinde beschlossen und durch diesen Beschluß zugleich Joochems Amt als Dorfhirte aufgehoben. Er beklagte sich nicht viel darüber, nur daß er noch in sich gekehrter und wortloser wurde. In dessen halb er unverdrossen in einem Wiesengrunde, der trocken gelegt werden sollte, die großen, durch das absitzende Gewässer zu Tage getretenen Steinblöcke sprengte.

Diese Arbeit dauerte noch fort, als schon lauere Märztage kamen. Eines Abends, nach einem solchen milden Vorfrühlingsstage, sollte der letzte Sprengschuß abgefeuert werden — ein Geschäft, das von jeher Joochem besorgt hatte. Die übrigen Arbeiter begaben sich in gewohnter Weise in Sicherheit und sahen von ihrem Standorte auch, wie Joochem Feuer schlug und sich über das Bohrloch beugte. Aber es mußte an der Bündschuhr etwas fehlen; denn statt nun ebenfalls sich aus dem gefährlichen Bereich zu flüchten, setzte Joochem sich, wie etwas ins Werk richtend, auf den Steinblock hin. Da plötzlich donnerte der Schuß, und eine Rauchwolke stob, mit dunkeln Massen vermischt, hoch in die Luft empor. Als die entsezten Mitarbeiter herbeigeeilt kamen, lag Joochem mitten zwischen diesen Sprengstücken, die sich nach ihrer Lustfahrt zum Teil tief in den weichen Boden eingewöhlt. Doch war seine Leiche fast völlig unversehrt geblieben.

Zwei Tage später wurde sie zu ihrer letzten Ruhe gebracht; aber der Sarg, der auf einem schlichten Bauernwälzelchen lag, war über und über mit Epheu und anderm Blätterwerk bedeckt, wie es die Jahreszeit bot. Das hatten die erwachsenen Töchter und Frauen des Dorfes gethan, die einst als kleine Mädchen den Joochem zur Weide begleitet hatten und jetzt trauernd und weinend seinem Sarge folgten, als hätte jede einen väterlichen Freund verloren.

Ob diese Thränen nicht endlich auch das große dunkle Kindesauge geschlossen, das den armen Joochem bis an seinen Lebensabend verfolgt hat?



Heckendorflein.

Hagrösli, säg, was machst du do
Am Waldwäg ganz elei?
Du bish' so frisch und tufigsnätt,
I nimm di gwüß mit hei!

Was i do machi — was ächt scho?
I blüe ie was i cha,
Und wenn der gsalle, wit mer seist,
So lieg mi numen a!

Doch weisch, i bi les Zimpferli,
Wo grad de Chopf verlürt.
Wer meint, er chön mi ungsfrot n eh,
De chräbli, daß ers gspürt!

Sophie Häggerli-Marti, Lenzburg.